

Thomas Mann und Graubünden

Autor(en): **Fiedler, Kuno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **8 (1966)**

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In den Gemeinden, die noch das Recht der Gemeinatzung kennen, sind den Weidetieren im Spätherbst außer den Pflanzen der Allmenden auch die Unkräuter der abgeernteten Äcker mit ihren Früchten und Samen zugänglich. So erklärt sich die weitgehende Übereinstimmung zwischen der Pflanz- und der Unkrautflora der Äcker.

Den im Schaffot und in der Wolle steckenden Samen verhilft vielfach der Mensch noch weiter. Dies geschieht vor allem, wenn der Landwirt den im Stall anfallenden Mist auf die Äcker und Wiesen bringt und wenn unsere Wollindustrie die in großen Mengen notwendige Rohwolle einführt. Während aber auf die Äcker Samen einheimischer Pflanzen gelangen, werden durch die ausländische Wolle meist fremde Pflanzen, die infolge der Ungunst der Witterung bei uns nur wachsen, sich aber selten vermehren, angesiedelt. Auf Wollkomposthaufen oder in Gärten, die mit Wollkomposterde gedüngt wurden, treffen wir daher gelegentlich Pflanzen an, die in Mittelmeerländern, ja sogar in überseeischen Gebieten hei-

mischt sind. Im Garten einer Wolldeckenfabrik in Chur wurden z. B. zwei aus dem Süden stammende Schneckenkleearten (*Medicago hispida* und *Medicago arabica*) angetroffen, und bei der Tuchfabrik in Sils-Albula wuchs vor einigen Jahren eine prächtige Weberkard (Dipsacus sativus). Bei eingehendem Studium der Komposthaufen-Flora unserer Wolle verarbeitenden Betriebe könnte zweifellos noch mancher merkwürdige Pflanzenfund gemacht werden, denn im Mittelland sind schon Hunderte von sog. Wolladventivpflanzen festgestellt worden. Einigen wenigen dieser fremden Arten gelang es sogar, dauernd Fuß zu fassen.

Weil die Schafe instande sind, wie kein anderes unserer Weidetiere das Gras bis zum Boden abzufressen, haben sie schon manche Weide auf Jahre hinaus geschädigt. Sie und mit ihnen auch viele andere Pflanzenfresser schädigen aber die Pflanzen nicht nur, sondern verschaffen durch den Transport der Samen auch vielen von ihnen neue Daseinsmöglichkeiten.

Unheils es leichtfertig in den Wind geschlagen, den es ausgeraubt und schmählich davongejagt hatte, in der unflätigsten Weise zu beschimpfen, zu verdächtigen und zu bedrohen (daß es nach seinem Tode nicht begreifen konnte, warum er — als deutscher Dichter! — denn nun «in fremder Erde» ruhen solle, entsprach nur der bei seinen Bewohnern zum chronischen Übel gewordenen Gedächtnisschwäche).

Nein, die Schweiz war es, in der sich für den Weitgereisten und Hochgestiegenen alles das zusammenfaßte, was er als im besten Sinne «europäisch» empfand. Und das hat er mehr als einmal auch öffentlich ausgesprochen. Aber wenn er seinen Dauerwohnsitz in der Nähe des schön gelegenen und künstlerisch lebendigen Zürich wählte, das so leicht von allen Seiten her zu erreichen war, so zog es ihn doch immer wieder vorübergehend auch nach Graubünden, das er seit Jahrzehnten kannte und wo ihm stets von neuem Heilung, Erholung und Anregung zuteil geworden waren.

Heilung — das war das Wichtigste, was er gesucht hatte, als er 1911 zum erstenmal nach Graubünden gereist war. Und zwar Heilung nicht sowohl für sich selbst als für seine junge Gattin, die damals an einer, obzwar nur leichten Lungenreizung erkrankt war. Und «es hat wirklich den Anschein» (wie Frau Katia selbst sagen würde), daß die Heilung auf die Dauer nicht ausgeblieben ist. Denn die damalige Patientin steht heute immerhin schon im dreiundachtzigsten Lebensjahr.

Und Erholung — wer hätte ihrer mehr bedurft als der ständig überlastete, von überallher beanspruchte, gegen sich selbst ungenügsame, langsam schaffende und so äußerst sorgfältig arbeitende Schriftsteller? In Graubünden fand er die Ruhe, die ihm erlaubte, sich ganz dem laufenden «Hauptgeschäft» zu widmen, weite Spaziergänge in gesunder Luft und vertrauter Umgebung zu unternehmen und seine Gesellschaft für einmal selbst zu bestimmen. Bis auf einen gesundheitlichen Zwischenfall in Vulpera, an dem der Ort gewiß nicht

Thomas Mann und Graubünden

Von Kuno Fiedler

Am 12. August dieses Jahres waren zehn Jahre verflossen, daß der große Erzähler und Humanist Thomas Mann im Zürcher Kantonsspital an einer durch Aderverkalkung hervorgerufenen Altersthrombose verschieden ist, etwas mehr als zwei Monate nach seinem 80. Geburtstag, der an seinem letzten Wohnort, Kilchberg, unter Beteiligung der ganzen geistigen Welt und im Beisein des damaligen schweizerischen Bundespräsidenten, Max Petitpierre (der auch die Festrede hielt), gefeiert worden war. Ein tapferes, wechselvolles, erfolg- und ruhmreiches Leben hatte damit sein Ende gefunden — ein Leben, dessen nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich weit gespannter Bogen in die höchsten Höhen internationaler Gel-

tung emporgeführt und auf zwei Kontinenten festen Grund gefunden hatte.

Dennoch war es kein Zufall, daß die letzten Jahre dieses Lebens als Schauplatz wieder unser altes Europa hatten. Und es war auch nicht mehr als sinnvoll, daß sie — von kurzen Besuchsreisen abgesehen — nicht in Deutschland, dem Lande seiner Geburt, sondern auf Schweizer Boden verliefen. Denn Amerika, wo er als «Flüchtling Nr. 1» begeistert aufgenommen und mit Ehren überhäuft worden war, ist dem im Kulturkreis der alten Welt Aufgewachsenen nie recht zur Heimat geworden. Und Deutschland? Deutschland fuhr auch nach dem Zusammenbruch seines Verbrecherregiments zunächst fort, ihn, dessen Warnungen vor Beginn des

schuld war — darüber wird noch zu reden sein —, und bis auf den letzten Besuch in Arosa zu Beginn seines Todesjahres, als eine schwer bestimmbare Krankheit ihn schwächte, ist er kaum je ohne körperliche Stärkung aus seinem Lieblingskanton wieder heimgekehrt.

Und nie ohne künstlerische Anregung! Er war sehr empfänglich für die Reize der Bündner Landschaft, ihre Berge, Seen und Wälder, und hat davon in seinem Werke Zeugnis abgelegt. Im Januar 1937 schrieb er aus Arosa an seinen jungen Freund Otto Basler: «... einen Gruß aus blauweißer Höhe. Sie haben ein Vaterland —! Erstaunlich schön.» Jedoch mehr noch als die Natur haben ihn jederzeit die Menschen gefesselt — freilich weniger die landläufigen Hotelgäste, mit denen er zufällig zusammentraf, als die gleich ihm von schwerer Gehirnarbeit erschöpften Kollegen der Feder, mit denen er sich gelegentlich hier verabredete. Aber seine fast übergenau aufnehmende Beobachtungsgabe hat er gleichwohl doch auch an jenen wechselnden Gestalten bewährt, die in den Sanatorien und Pensionen um ihn her auftauchten.

Und es ist ja bekannt, daß die Früchte dieser seiner Beobachtungsgabe nicht immer eitel Freude erweckten, es muß wenigstens andeutend an dieser Stelle darauf eingegangen werden.

Es wurde schon gesagt, daß es zuerst seine Gattin war, die — krankheitshalber — nach Graubünden kam. Und es war das «Waldsanatorium» in Davos, damals unter Leitung von Hofrat Dr. Jessen stehend, in dem sie von März bis August 1911 Aufnahme fand. Ihren Aufenthalt aber hat der Dichter, der gerade selbst an einem hartnäckigen Katarrh litt, dann drei Wochen hindurch geteilt. Und diese drei Wochen haben die Grundgedanken des «Zauberbergs» in ihm reifen lassen (der ursprünglich als bloße Novelle geplant war).

Nicht, daß er in diesem Werk (das ihm, als es 1924 erschien, internationale Anerkennung verschaffte) etwa die ganze dort eben anzutreffende Patienten- und Ärzteschaft abkonterfeite

hätte! Aber manche — und gerade die wichtigsten — erkannten sich doch darin wieder. Sie waren schlechthin empört (besonders natürlich die Deutschen, die ja nur allzusehr geneigt sind, bei jeder Gelegenheit «übelzunehmen» und sich von den andern mißhandelt oder zum mindesten veratet und gekränkt zu fühlen).

Und kurz: dieser erste Aufenthalt in Davos war auch der letzte. Als Frau Katia eine neue Behandlung nötig hatte — im Jahre 1913 nämlich —, ging sie nach Arosa. Und dorthin ist sie seitdem immer wieder zurückgekehrt — auch als sie längst geheilt war. Ihr Gatte aber hat sie treulich dabei begleitet — sogar im Winter (wie zum erstenmal 1933, dem Jahr der sogenannten «Machtergreifung» des Nationalsozialismus in Deutschland). Und auch nach dem schimpflichen Ende des Dritten Reiches stand Arosa wieder und wieder auf seinem Reiseprogramm — zuletzt, wie bereits berichtet, noch im Jahre 1955 (Davos aber war inzwischen als Hintergrund des «Zauberbergs» zu literarischem Ruhme gelangt).

Das nahe Ragaz gehört ebenfalls zu den Kurorten, denen Thomas Mann dankbar verbunden blieb. 1936 hatte er infolge der Ereignisse in Deutschland (und ihrer Rückwirkung auch auf die Schweiz sowie gewisse Schweizer Literaten) schwere Erschütterungen durchzumachen gehabt und war von den Nazis schließlich sogar ausgebürgert, ja selbst seines Bonner Ehrendoktorates entkleidet worden. Diese Heimsuchungen aber hatten, wie immer bei ihm, auch gesundheitliche Folgen gehabt. Eine Gesichtsrose (die ihn sonderbar entstellte) machte ihm längere Zeit zu schaffen. Und im Frühjahr 1937 hatte er dann einen sehr lästigen Rheumatismusanfall, der ihn wochenlang der Nachtruhe beraubte. Ragaz, wo er im Juni 1937 vier Wochen lang die Bäder benutzte, hat ihm Heilung gebracht.

Und viermal (1931, 1932, 1936, 1950) hat er mit seiner Gattin auch St. Moritz (Chantarella, Suvretta) aufgesucht. Hier war es, wo er mit Hermann Hesse und seiner Gattin, mit seinem Verleger Sami Fischer (und Gattin) sowie

Jakob Wassermann (und Gattin) zusammentraf und wo es immer wieder zu mannigfachen freundschaftlichen Gesprächen kam, teils schon vor dem Aufkommen der Hitlerei, teils nach ihm, teils im Sommer, teils im Winter. Und zum mindesten Hermann Hesse hat während der Winteraufenthalte dort immer wieder als gewandter Skifahrer gegläntzt (während Thomas Mann von sich bekannte, daß er — was bei gewissen Abschnitten des «Zauberbergs» eigentlich wundernimmte — sich niemals den Brettern anvertraut habe). Auch die Frauen der drei Dichter aber müssen damals am Übungshang ihre ersten Versuche unternommen haben. Hesse wußte noch lange danach vor allem den Mut und die Ausdauer Frau Katias nicht genug zu rühmen.

In Flims (Waldhaus) genoß das Ehepaar Mann 1947 dann ein paar herrliche Sommerwochen. Und der Dichter, der gerade seinen «Dr. Faustus» beendet hatte und nach einer lebensgefährlichen Operation in Chicago neue Kräfte zu sammeln anfang, zeigte sich dort so heiter und entspannt wie lange nicht. Im Caumasee zu baden, wie es ihn früher wohl gelockt hätte, durfte er sich allerdings nicht mehr erlauben. Dafür saß er oben im Restaurant der Badeanstalt und sah zu, wie seine Gattin trotz eines kleinen Unfalles, den sie erlitten hatte, mit energischen Stößen dem Felsinselchen zuschwamm, das dort das Ziel der Geübteren bildet. Verschiedene von ihm geladene Gäste (u. a. der Schriftsteller Dino Larese, der darüber gewissenhaft berichtet hat) haben sich damals an seiner erstaunlichen Frische erfreut. Und eines Spätnachmittags kam es auch zu einer denkwürdigen Begegnung mit dem Ortspfarrer Theodor Caveng.

Weniger glücklich verlief der Kurbesuch in Vulpera-Tarasp (1949), an dem neben der Gattin — wie schon bei früheren Ferienreisen — auch die älteste Tochter Erika teilnahm. Nicht nur, daß diese nach einigen Tagen bettlägerig wurde, der Dichter selbst erlitt ebenfalls einen Schock, der sich körperlich auf höchst beunruhigende Weise äußerte.

Aber es wurde ja bereits betont, daß dieser Schock nichts mit irgendwelchen ungünstigen Folgen des Kur-aufenthaltes zu tun hatte. Er war seelisch bedingt. Und es ist bezeichnend für die ungewöhnliche Dünnhäutigkeit des längst doch über alle Anzweiflungen Hinausgewachsenen, daß eine in Deutschland erschienene und freilich auch für dortige Verhältnisse besonders hämische Kritik, die dem Dichter auf den Tisch geweht worden war, den unmittelbaren Anlaß dazu bildete.

Man gibt sich heute kaum noch Rechenschaft darüber (und möchte es am liebsten gar nicht mehr wahr haben), in welchem Maß die deutschen Gehirne während jener ersten Nachkriegszeit noch verwirrt und verfinstert waren (mit verschwindenden Ausnahmen). Thomas Mann selbst schrieb darüber seinerzeit (am 25. November 1945, von Pacific Palisadas, California, aus) an Hermann Hesse: «Es hat etwas Verhängnisvolles, daß die ersten Wiederberührungen mit Deutschland und dem ‚neuen deutschen Geistesleben‘ so überaus entmutigend sind —, schon hat man wieder genug und wünschte, der Deckel wäre auf dem Topf geblieben... Lassen wir's, es kommt einem nichts Gutes von da, auch heute nicht...»

In der Tat: es *war* nichts Gutes, was dem Dichter in jener unsinnigen Kritik aus Deutschland zu Gesicht kam. Und das Nasenbluten, das sich infolge seiner Erregung über den infamen Angriff bei ihm einstellte, war nicht mehr zu stillen. Der Badearzt, der sich außerstande sah, dem Übel mit den üblichen Tampons beizukommen, rief in vollem Bewußtsein seiner ersten Verantwortung den Kollegen aus St. Moritz zu Hilfe, und dieser brannte die durchlässige Stelle aus. Allein am nächsten Tage schon kam es zu einer neuen Blutung, und im Anschluß an die schleunige Rückkehr nach Zürich zu einer abermaligen, die erst der dortige Spezialist endgültig zu beheben vermochte (und kaum gesundet, fuhr der Dichter dann nach Frankfurt, um sich dort als Repräsentant des Deutschtums feiern zu lassen — man versteht, mit wie zwei-

spältigen Gefühlen er es getan haben mag).

Störungsfrei und unbeschwert hingegen verlief der Besuch von Sils-Maria (Waldhaus) im Jahre 1953, wo, wenn den Schreibenden sein Gedächtnis nicht täuscht, auch Hermann Hesse wieder zu den Erholungssuchenden stieß und es zu einigen Abenden heiterer Geselligkeit mit ihm kam (er konnte sehr lustig und manchmal fast ausgelassen sein).

Danach aber bleibt nur noch jener kurze Krankheitsaufenthalt im Kantonsspital zu Chur zu nennen, der sich an die bereits gekennzeichnete rätselhafte Virusinfektion im winterlichen Arosa während der letzten Januar-tage des Jahres 1955 anschloß. Er stellte den Betagten dank den Bemühungen des Chefarztes Dr. Markoff (dem auch der Schreibende nicht wenig verdankt) so weit wieder her, daß er nach Kilchberg zurückkehren und nicht lange danach sogar die Strapazen der Schillerfeiern in Stuttgart und

Weimar sowie später die seines eigenen achtzigsten Geburtstages scheinbar mühelos überestehen konnte, bis dann freilich auf einer Erholungsreise durch die Niederlande die letzte Krankheit zum Ausbruch gelangte, der er erlag.

Vierundvierzig Jahre hindurch sind die Bündner Berge dem Verewigten wieder und wieder Zuflucht und Kraftquelle gewesen — wie zuvor bereits so manchem andern Vertreter des Geistes und der Kunst. Und wie heute der gebildete Besucher unseres Kantons ehrfürchtig etwa den Spuren eines Nietzsche oder Segantini nachgeht, so wird sicher der eine oder andere auch zu erfahren wünschen, an welchen Bündner Orten der Verfasser des «Zauberbergs», der Josephs-Romane und des «Felix Krull» dichtend, denkend und formend verweilt hat. Besuchern solcher Art aber wollte der Schreibende mit seinen Hinweisen dienen.

Peter Mettier

Von Ulrich Christoffel

Es gibt keinen eindeutigen Begriff der Bündner Malerei, wenn auch aus der Segantini-Nachfolge eine einheitlich malerisch farbigere Richtung hervorging, die durch die Namen Giovanni Giacometti, Edgar Vital, Turo Pedretti, Leonhard Meisser und Alois Carigiet vertreten wird und deren Malart vornehmlich durch einen gelockerten Farbauftrag bestimmt wird.

Aber schon Augusto Giacometti mit seinen teils symbolistischen, teils ornamentalen Farbvariationen und seiner dunkel leuchtenden Glasmalerei paßt nicht in dieses Schema einer Bündner Malschule. Immer gab es Talente, die ihre eigenen Wege gingen und ihre persönlichen Darstellungsmethoden suchten, wie etwa Maria Baß oder Paul Martig und in neuerer Zeit die Abstrakten, wie Spescha, Demarmels, Känz. Auch der Churer Pe-

ter Mettier verfolgt künstlerische Ziele, die ihn von der in Graubünden vorherrschenden Farbigkeit weit fortführen.

Peter Mettier wurde in Chur 1927 geboren. Wie so manche Schweizer Künstler kam er auf dem Umweg über die Universität zur Malerei. Nach den Schuljahren in Chur und Schiers besuchte er 1946 für ein Semester die Basler Kunstgewerbeschule, holte dann aber die Matura nach und besuchte an der Zürcher Hochschule kunstgeschichtliche, literarische und philosophische Vorlesungen, gelangte zu einer intellektuellen Bildung, die sich in seiner Kunst im Durchdenken der Form, in der überlegten Arbeitsweise bewährte.

Im Jahre 1952 ging Mettier nach Paris, noch unsicher, ob er sich ganz der Malerei widmen solle und könne, aber dauernd in den Museen alte und